

umstände der Briefschreiber einen tiefen Blick tun. Schon ein jeder hat es deshalb wohl als eine traurige Beschäftigung empfunden, alte vergilbte Briefe noch einmal durchzublättern und zu überlegen. Noch höher aber wird der Genuß, wenn es möglich ist, die Briefe ganzer Generationen bis in weit zurückliegende Jahrhunderte hinein auseinander zu fassen und in sie sich mit liebevollem Verständnis zu versenken. Wenn wir darum jetzt in den reichen Schatz von Briefen, den uns unsere Vorfahren hinterlassen haben, auch nur flüchtig Einsicht nehmen, so wird vor unseren Augen ein anschauliches Bild aufstehen von dem Denken und Fühlen, Wollen und Handeln längst vergangener Geschlechter.

Ein regerer Briefverkehr entwickelte sich in Deutschland erst mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts. Bis dahin war nur die höhere Geistlichkeit und die Beamtenkastei der päpstlichen Kure schriftkundig und diese bediente sich noch dazu der lateinischen Sprache. Im Verlauf des 14. Jahrhunderts verbreitete sich die Kunst des Schreibens mehr und mehr in den übrigen Gesellschaftsklassen, und nun kommt auch das Deutsche als Briefsprache immer allgemeiner in Aufnahme. Doch finden sich anfänglich noch zahlreiche Floskeln und Ueberreste in dem deutschen Text vor. Als Briefformat gebräuchlich war im Privatverkehr meist ein Quartblatt, das aber in seiner größeren Breite geschrieben wurde. In dem Verkehr zwischen Fürsten und Städten indessen benutzte man ein Format, das nicht größer als eine halbe Quartseite, aber länger war. Größ und Kunde wurde nicht übergeschrieben und durch einen Hofstetler herzugehoben, sondern man schrieb die Reiben gleichmäßig bis zum Datum fort, das man an den Schluß setzte. Regelmäßig fand am Kopfe des Briefes ein Gruß. Anfänglich waren die Grüße etwas umständlich, wie man beispielsweise schrieb: „Dem weisen und fürsichtigen K. K. entbiete ich freundlichen Gruß“, später aber wurden sie einfacher. Gewöhnlich lautete jetzt die Formel: „Meine freundlichen Grüße vorgehrieben“. Allmählich geht der Gruß in eine Diensterbittung über. Namentlich wird dieses Sitte in dem Verkehr von Niedrigeren mit Höheren. Zuerst entbietet der Briefschreiber nur seinen „armen Dienst“ oder „Dienst und Treue“ oder auch „Gehorsam und Unterwürfigkeit“, bald aber legt man ein „allzeit mit aller unterwürfigster Demüthigkeit“ hinzu. An den Gruß schließt sich die Anrede. Im Privatverkehr war die üblichste Anrede „lieber“ oder auch „guter, holder, freund“, zwischen Verwandten setzt man zu der Verwandtschaftsbezeichnung ein „herzlich“ hinzu. Am Schluß der Briefe findet sich fast immer die Bemerkung, die deutlich auf die sündlich fühlende Sinnesart der Schreiber hinweist: „Und anderes kann ich euch nichts mehr schreiben“. Vielfach enthielten die Briefe Einlagen, die sogenannten Cedula oder Zettel. Die Zettel verhielen die Stelle unserer Nachschriften. Man benutzte diese Zettel auch oftmals, um irgend eine Mitteilung besonders hervorzuheben oder geheimere Angelegenheiten darauf zu eröffnen. Die Bestimmung solcher Zettel galt in seiner Weise für ungesunden. Man konnte sie daher auch den Briefen, die an Fürsten und hohe Herren gerichtet waren, beilegen. Im allgemeinen lassen die Briefe des 14. Jahrhunderts noch klar die Ungewöhnlichkeit im schriftlichen Verkehr erkennen. Wichtiges und Unwichtiges wird bunt durcheinander gewürfelt, dabei aber ein bestimmtes Schema für die äußere Form als Richtlinie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit anstrebt erhalten.

Das 15. Jahrhundert ist eine Zeit des Aufschwungs. Reichtum und Ueberfluß häufen sich in den Städten an, hervorragende Erfindungen brechen sich Bahn, ein kühner Entdeckungsgelust ergreift die Menschen, ihr Blick erweiterter sich ihre Bildung vertieft sich, und so wird auch der Briefstil freier, lebhafter und gewandter. In den Privatbriefen spiegelt sich ein kühner Familienverkehr wider. Zimmerort gibt der Vater den Söhnen gute Lehren und Mahnungen. Aber auch an Gegenständen zwischen der alten und jungen Generation fehlt es nicht. Der Sohn beantragt Geld und Kleider, und der Vater schilt über unnötigen Aufwand. „Ach bin“, schreibt der Nürnberger Patrizier Bekaim an seinen Sohn, „wohl zwei Jahre außen gewesen, ich habe so viel nicht verzehrt wie du. Was du siehst von anderen, das mußt du auch haben. Das ist nicht meine Meinung, es schadet nicht, wenn du schlüch gehst.“ Vertraulicher plaudert die Mutter mit dem Sohne. Freilich schreiben sie sich nicht allzu häuslich. Dafür beizog sie ihm aber alles, was er benötigt. Immer zeigen sie ihre Briefe als tüchtige bürgerliche Hausfrau.

Der Briefverkehr zwischen den Städten untereinander oder den Fürsten, der in dem sogenannten Kanzleibrief seinen Ausdruck findet, geht sich von diesen Privatbriefen scharf ab. Je gebildeter der Verfasser des Briefes ist, desto schmackhafter und vorreicher glaubt er die Sätze formen zu müssen. „Gute fürsichtige Gnade“, schreiben die Nürnberger an Katharina von Cilly, „soll und mögen uns wohl ge-

trauen, daß uns solche Geschichte von eurem Gemüth mit Treuen zuwider und leid ist, und wollten mit ganzen Begierden, daß es seiner Person glücklicher zugehenden, und nicht allein sein gutes Vornehmen, sondern auch aller anderer, die um christlichen Glaubens, Würden und Ehren willen angetommen sind, der ganzen Christenheit tröstlicher und tröstlicher erschienen wäre.“ — Bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hinein vervollkommnet sich der deutsche Brief fortwährend. Die Kuruluna Gottes erfolgte noch unendlich häufiger als vorher. Wendungen wie „wenn Gott will“ und „Gott gebe“ kommen fast in jedem Satz vor. Besonders auffällig ist ferner die Unterwürfigkeit, die sich in den Anreden und Unterschriften auspricht. Man schreibt jetzt fast „Was ich Viezes und Gutes mag“ häufiger „Was ich Ehren, Viezes und Gutes vermag“. Ein angesehenen Bürger begnügt sich nicht mehr damit, in seinem Schreiben den Rat der Stadt als „liebe und gute Freunde“ anzureden, sondern er stellt dem voran: „Meine glühenden und gnädigen Herren“. Zwei Vettern grüßen sich folgendermaßen: „Meinen schuldigen, unverdrossenen und ganz willigen Dienst sei euch in alldem möglichem Fleiß zuvor, chebarer, fürsichtiger und weiser, glühender Herr Vater“.

Im sechzehnten Jahrhundert sind nach Schluß des dreißigjährigen Krieges die Zerknirschung die alleinigen Modifikatoren. Gesendet von dem Glanz des französischen Königtums, nehmen sie immer mehr französisches Wesen an. An die Stelle des Deutschen tritt daher auch in den Briefen entweder gänzlich das Französische, oder das Deutsche wird wenigstens durch zahlreiche französische Redewendungen unterbrochen. Gleichzeitig weicht der Rest der früheren unbeherrschten Ausdrucksweise einer geordneten Geziertheit. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wird die gebräuchliche Grußformel weggelassen und als Anrede entweder Monsieur geschrieben oder der intimere Bekannte wird „hochwertiger Freund“ genannt. Am Schluß des Briefes schreibt man jetzt fast der Empfehlung in Gottes Güte: „Dienst istliche, empfehle mich dem Herrn zu Gnaden.“ Auch französischem Vorbild wird der Gruß vielfach durch die höfliche Form des Handlusses vertreten. So heißt es in einem Brief von Jahre 1648: „Meiner hochgeehrten und vielgeliebten Frau Madame wie auch dero herrlichen Töchtern küsse mit freundlichster Begrüßung in unterwürfiger Demuth die Hände“. Will sich der Absender des Briefes den Bekannten des Empfängers empfehlen, so lautet er: „Wolle ich zu beharrlicher affection zu recommendieren nicht unterlassen“. Allmählich entwickelt sich eine wahre Schreibart. Man knüpft einen Briefwechsel mit völlig Unbekannten an, um sich zu „insinuirn“. Man findet sich Grußbriefe, Trauer- und Dankbriefe, Rekommandationsbriefe. Interzessionen schreiben und Requisitionen- und Widmungsbriefe. Die Briefe sahen bei allen diesen Schreiben nicht häufig genug adreßiert werden. Selbst an ganz nahelebende Personen glaubt man ihr eine Fassung wie diese geben zu müssen: „Meinem hochverehrten, insonders glühenden Herrn Schwager, meinem mächtigen großverehrten Herrn Patron“.

Die Natürlichkeit des Briefes wurde erst wieder herbeigeführt durch Männer wie Gellert, Gottsched und Lessing. Sie bahnten den Weg, der allmählich zu der Briefsprache unserer Tage hinleitete.

### Unsere schwarzen Landsleute in Kamerun.

Von Th. von Galeski.

Nächst dem deutschen Ostafrika ist „Kamerun“ die bekannteste und vielleicht populärste aller afrikanischen Besitzungen des Reiches. Es ist noch gar nicht so lange her, daß das Wort „Kamerun“ den Schlußreim eines bekannten Liebesbilders, daß auf allen Straßen gelungen wurde, und wer hätte nicht schon öfters die Namen der beiden Kamerun-Begebenheiten Nana und Well gehört! In letzter Zeit ist freilich das ostafrikanische Gebiet mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten. Die klimatischen Verhältnisse, die hier teilweise günstiger liegen und auf weite Strecken hin eine Besiedelung ermöglichen, mögen schnell daran sein. Infolgedessen ist auch Ostafrika die kulturell vorgekehrtere der beiden Kolonien. Landwirthschaftliche Weise haben beide in gleichem Maße. Und was Ergiebigkeit des Bodens anbetrifft, so ist Kamerun Ostafrika noch weit voraus und böte darum für eine zukünftige Entwicklung die günstigsten Aussichten, wenn sein widerwärtiges Klima nicht wäre. Ein dauernder Aufenthalt an der Westküste Ostafrikas, einschließend Togo und Kameruns, ist für den Europäer lebensgefährlich; damit erledigt sich die Besiedlungsfrage von selbst.